

'Gott': Ausruf, Name, Begriff, Metapher Einleitende Überlegungen zu einer Theologie für Ungläubige

'Gott' ist ein Wort unserer Sprache, das immer noch von mehr Sprachbenutzern verwendet wird als es vermutlich in unseren (europäischen) spätkapitalistischen Gesellschaften Personen gibt, die ernsthaft religiös gebunden wären. Insofern muss das Wort eine (oder mehrere) Bedeutung(en) haben, die sich erklären lassen muss (müssen) – denn ganz allgemein ist, wie uns Wittgenstein gelehrt hat, die Bedeutung eines Wortes das, was die Erklärung seiner Bedeutung erklärt. Wenn man einen das Wort verwendenden Sprecher fragte, was meinst du mit 'Gott', so würde eine religiös gebundene Person vermutlich mit Bestimmungen ihres Glaubensbekenntnisses antworten, die dem nicht gleich-Glaubenden unverständlich sein müssten, wenn er sich nichts vormachte. Bei nicht religiös gebundenen Sprechern sind eine ganze Reihe von Antworten möglich. Die folgenden Überlegungen wollen einen Überblick ermöglichende Ordnung unter hier denkbaren (möglichen, sinnvollen, weil verständlichen) Antworten entwickeln. Die Ordnung hat einen genetischen Aspekt, der zugleich dem Ungläubigen verständlich machen soll, wie es zur Rede zu, von und über Gott kommt (kommen kann). Wie sich jeder zu den damit aufgezeigten Verstehensmöglichkeiten verhält, bleibt im Sinne einer vom englischen Schriftsteller Oscar Wilde berichteten Anekdote ihm überlassen. Der war von einem Gericht der Blasphemie – Gotteslästerung – angeklagt und hat sich u.a. mit der Bemerkung verteidigt, 'Blasphemie' sei kein Wort seines Wortschatzes. Er hat damit nicht sagen wollen, dass er die Bedeutung des Wortes 'Blasphemie' nicht kennt oder versteht, sondern dass er *sich* nicht so versteht, dass er sich den Vorwurf der Blasphemie zurechnen lassen müsste und es deshalb auch nicht für legitim halten könnte, für das vorgebliche Vergehen belangt zu werden. Wilde hat damit die kognitive und evaluative Autonomie beansprucht, die für Personen in den modernen Gesellschaften des Westens in langen Kämpfen errungen worden ist (und die, ernst genommen, mit einer traditionellen religiösen Bindung zu kollidieren tendiert).

I.

Eine elementare Verwendung des Ausdrucks 'Gott', die eher bei Ungläubigen als bei Gläubigen auftritt, ist die in Ausrufen und Flüchen. Sie tritt eher bei Ungläubigen auf, weil Glaubensbekenntnisse ihren Anhängern gemeinhin einen 'Missbrauch' des Ausdrucks (in einer bestimmten, noch zu erörternden Funktion – als Name) verbieten ('Du sollst den Namen Deines Gottes nicht unnützlich führen') und die Gläubigen sich an das Gebot zu halten versuchen. Aber vermöge eines häufigen Umstands einer solchen Verwendung – dass sie sich angesichts einer überwältigenden Erfahrung dem Betroffenen unwillkürlich entringt – haben auch Gläubige für einen solchen 'Missbrauch' oft eine plausible Entschuldigung. Nun haben Ausdrücke in Ausrufen, insbesondere unwillkürlichen, oft keinen intentionalen semantischen Gehalt – an die Stelle des Ausdrucks könnten leicht Vokale oder Silben ohne konventionellen Sinn, Erlebnisausdrücke des Schreckens oder anderer affektiver Überwältigung treten.

Aber dass der Ausdruck 'Gott' oft in solchen Ausrufen ('Oh Gott!', 'Mein Gott', 'Herr Gott') Verwendung findet, ist trotz fehlenden semantischen Gehalts *in dieser Verwendung* alles andere als unverständlich. Denn die Silbe 'Gott' leitet sich sprachwissenschaftlicher Vermutung nach wohl her von einer Partizipialbildung der indogermanischen Wurzel *ghau, Part. ghu-to = 'angerufen', so dass *ghu-to-m 'das (durch Zauberwort) angerufene oder berufene Wesen' wäre.¹

Hätte also die Verwendung von 'Gott' in Ausrufen und Flüchen einen semantischen Gehalt und könnte der Sprachverwender sinnvoll nach einer Bedeutungserklärung gefragt werden [>was oder wen (be)rufst du mit 'Gott' (an)?<], dann müsste er sinngemäß antworten: 'Ich rufe den Angerufenen an' oder 'Ich rufe den an, den ich anrufe'. Die zweite, offener tautologische Formulierung wird religiös nicht völlig Ungebildete an die Antwort auf die Frage des Moses nach dem Gottesnamen

1 Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Band 8, Spalte 1017.

erinnern: 'Ich bin, der ich bin' oder 'Ich werde sein, der ich sein werde'.² Aber im Hinblick auf die Verwendung des Ausdrucks in Ausrufen und Flüchen ist jede solche Erinnerung voreilig, weil sie eben keinen intentionalen semantischen Gehalt haben (müssen). Es scheint allenfalls noch Folgendes hinzugefügt werden zu können: Man kann natürlich einen Ausruf oder eine Fluch auch kontrolliert oder gar überlegt tun, dann kann er semantischen Gehalt haben. Aber das wäre angesichts der Praxis unseres normalen Sprachgebrauchs Ausdruck eines Bewusstseins- oder Absichtlichkeit-s-Fehlschlusses bzgl. semantischen Gehalts. Wir haben den Gebrauch der Sprache als unseres universellen Ausdrucks- und Darstellungsmittels in einem langen Sozialisationsprozess assimiliert, so dass er sehr oft ohne ausdrückliches Bewusstsein oder ausdrückliche Absicht erfolgt, ohne dass ihm deshalb semantischer Gehalt fehlte. Diese deskriptive Feststellung scheint nun sogar die Bestreitung semantischen Gehalts für die Verwendung von Ausdrücken in (unwillkürlichen) Ausrufen und Flüchen wieder in Frage zu stellen.

II.

Eine Perspektive auf diese Fraglichkeit kann man durch Verbreiterung der Datenbasis gewinnen. Die nächstverwandte Verwendung des Ausdrucks 'Gott' neben der rein expressiven in Exklamationen und Flüchen ist die in Anrufungen im Gebet oder anderen liturgischen Zusammenhängen religiöser Praxis. In dieser Verwendung fungiert der Ausdruck als einer der Anrede. Normalerweise reden wir nur Personen (sprach- und handlungsfähige, weil sich selbst bewertende Lebewesen) an (weil wir nur bei ihnen erwarten können, dass sie uns antworten – können) und die Ausdrücke der Anrede sind Namen. Der Ausdruck 'Gott' in der Gebetsformel 'Herr Gott, erbarme dich unser' scheint grammatisch am ehesten als Name klassifiziert werden zu können. Nun ist auch hinsichtlich von (Eigen-) Namen plausibel die These vertreten worden, sie hätten als solche keinen semantischen Gehalt. Man kann sich das am besten an Fällen klarmachen, in denen der als Name fungierende Ausdruck auch eine deskriptive Verwendung als Begriffswort hat. Ein 'Herr Schmidt' ist nicht notwendig auch ein Metallverarbeiter ('Schmied'), ein 'Herr Meier' nicht unbedingt in der Milchwirtschaft tätig, ein 'Herr Schulze' nicht zwangsläufig ein Bürgermeister. Andererseits haben die Ausdrücke in der Verwendung als Namen doch gewiss eine sprachpragmatische Funktion – zunächst eben die der Anrede – und insofern eine Bedeutung. Und mit dem Namen kann man eine Person nicht nur anreden (ansprechen), sondern auch von ihr oder über sie sprechen. Und in diesen Verwendungen hat ein Name ganz gewiss die Möglichkeit, erklärt werden zu können (> mit 'Schmidt' meine ich die da-und-da lebende, dann-und-dann dort-und-dort geborene Person<) und also eine sekundäre Bedeutung. (Eine 'sekundäre' Bedeutung ist keine 'metaphorische' Bedeutung, weil das, was mit ihrer Hilfe ausgedrückt werden kann, nicht auch direkt, ohne Übertragung – Metapher – gesagt werden könnte.) Diese sprach-deskriptive Feststellung wird beglaubigt durch den Umstand, dass sogar in der für die Namensfunktion grundlegenden Verwendung eines Ausdrucks in der Anrede ein Analogon der für die meisten Wörter für Erfahrbares zur Verfügung stehenden grundlegenden Erklärungsmöglichkeit durch Hinweis – hinweisende Erklärung oder ostensive Definition – besteht, und zwar in Sätzen, die man Vorstellung-s-Sätze (Sätze, in denen man eine Person vorstellt) nennen kann: 'Dies ist Herr so-und-so'. Bei deskriptiven Begriffsausdrücken dient diese Erklärungsmöglichkeit der Internalisierung von Paradigmen – Mustern – in die Sprache (> / dies ist ein / nennt man ein / so-und-so<) und damit der Eichung der Ausdrücke auf durch sie zu bezeichnende Elemente der Wirklichkeit. Dass die Muster in solchen Erklärungen zur Sprache gehören, obwohl sie keine Wörter sind, kann daraus ersehen werden, dass im Fall eines Missverständnisses nicht nur zur ursprünglichen Worterklärung, sondern auch zum Muster zurückgegangen werden kann und das Missverständnis durch Hinweis – >es sieht doch so aus, nicht so<; >das haben wir doch so genannt, nicht das< – ausgeräumt werden kann. In ähnlicher Weise internalisiert ein Vorstellung-s-Satz eine Person in die Gemeinschaft der

2 3. Mose 3, 14.

Sprachbenutzer, deren Mitglieder angesprochen werden können.

Gott nun kann in Gebet und liturgischer Anrufung wohl angesprochen werden, aber nicht, weil er für alle vernehmlich antworten könnte/würde. Wittgenstein hat diese Beobachtung für einen Beitrag zur Grammatik des Wortes 'Gott' gehalten: „'Gott kannst du nicht mit einem Andern reden hören, sondern nur, wenn du der Angeredete bist.' – Das ist eine grammatische Bemerkung.“ (Z 717) Entsprechend ist der Name 'Gott' nicht in einem Vorstellung-s-Satz zu verwenden. Man könnte daher sagen – und damit eine zweite allgemeine deskriptive Einsicht in den Charakter unseres Sprachgebrauchs neben der in den Praxis-Charakter, der den Bewusstseins-Fehlschluss falsifiziert, geltend machen, die Einsicht, dass unsere Sprache nicht nur von lexikalischen, sondern auch von syntaktischen Metaphern durchzogen ist – man könnte also sagen, dass in der Anrufungspraxis in Gebet und Liturgie unseres ganz Praxis der Anrede von Personen metaphorisch wird. Und zwar metaphorisch gegenüber der begrifflich noch auflösbaren Praxis des Ausrufens und Fluchens – denn wenn man z.B. angesichts der Konfrontation mit einem überwältigenden Naturereignis – einer heranrollenden Welle eines über die Ufer tretenden Flusses, einer sich nähernden Windhose o.ä. – 'Oh Gott!' ausruft, dann könnte dieser Ausruf nicht nur durch Vokale und sinnlose Silben, sondern auch durch ausrufend verwendete deskriptive Bezeichnungen – 'was für eine Welle!', 'was für ein Sturm!', 'welche Gewalt!', 'welche Zerstörung!' – ersetzt werden.

Wittgenstein hat die Einsicht in die nicht nur lexikalische, sondern auch syntaktische und pragmatische Metaphorizität unserer normalen Sprache, die ihm vor allem an der Vieldeutigkeit logischer Ausdrücke in der Umgangssprache, z.B. der Quantoren, deutlich geworden ist, mit der Bemerkung festgehalten: „Das Neue (Spontane, Spezifische) ist immer ein Sprachspiel.“ In diesem Sinn konstituiert (u.a.) die Verwendung des Ausdrucks 'Gott' als Namen eine eigenes Sprachspiel, das der Frömmigkeit oder der Religiosität. Die Praxis der Anrufung in Gebet und Liturgie ist für das Sprachspiel der Frömmigkeit so grundlegend wie die expressive Verwendung in Ausrufen und Flüchen für die Möglichkeit der Ausbildung der Praktiken der Anrufung. (Man kann sich die pragmatische Vermittlung so denken, dass der Ausruf zur Anrufung wird, wenn nicht mehr eine Erfahrung der Überwältigung ihn auslöst, sondern Motive wie Dankbarkeit und Furcht dazu führen, das berufene Wesen durch ihren Ausdruck beeinflussen zu wollen.)

Diese Genealogie des Frömmigkeit-s-Sprachspiels macht nun zusammen mit seinem Charakter *sui generis* als eigenes Sprachspiel verständlich, warum die Frage der Existenz Gottes, des angerufenen Wesens, nicht nur unentscheidbar, sondern (im Kontext) sinnlos ist. Das Ergebnis der Kritik der Gottesbeweise bei Kant war skeptisch: Die Existenz Gottes kann weder bewiesen noch zwingend widerlegt werden. Kant machte dafür allgemein die Einschränkung des beweisenden Verstandes oder der Vernunft auf mögliche Erfahrung geltend. Tatsächlich aber ist der Grund ein sprachpragmatischer. Bei der Anrede von Personen unterstellen wir sinnvoller Weise in der Situation des einander Gegenüberstehens die Existenz des Angeredeten – alles andere wäre wahnhaft. D.h. die Frage nach der möglichen Nicht-Existenz ist sinnlos, widerspricht dem sprachlichen Handeln der Anrede. Anders ausgedrückt: Die Frage nach Existenz oder Nicht-Existenz *kann* in der Situation der Anrede logisch gar nicht auftreten. Und wenn das Frömmigkeit-s-Sprachspiel auf der Anrede/Anrufung in Gebet und Liturgie aufbaut, dann kann innerhalb seiner die Frage nach Existenz oder Nicht-Existenz des Angeredeten/Angerufenen auch nicht auftreten – sie ist als sinnlos ausgeschlossen, und nicht, weil wir irgendetwas nicht könnten (unser Verstand auf Endliches eingeschränkt wäre – wir haben doch Begriffe der Unendlichkeit; solange nicht erklärt wird, was unter dem 'Unendlichen' zu verstehen wäre, ist eine Bestimmung des 'Endlichen' und die Behauptung des eingeschränkt Seins darauf sinnlos).

Allerdings ist wegen des metaphorisch Werdens der Praxis der Anrede in Gebet und Liturgie unklar, ob sich das Frömmigkeit-s-Sprachspiel fideistisch (hier: mit dem Anspruch, nur 'von innen' verständlich zu sein) auf die sinngemäß unabdingbare Existenz-Voraussetzung der normalen Praxis der Anrede von Personen berufen kann. Wenn die Folgerung-s-Beziehungen zwischen Anrede-Möglichkeit und deskriptivem Bezeichnen in der Verwendung von Namen für Personen suspendiert

sind, weil die Praxis des Anredens im Ganzen metaphorisch geworden ist, warum soll dann die im normalen Anreden selbstverständliche Existenz-Voraussetzung in Kraft bleiben können? Hier zeigt sich, dass sich die Rede von und über Gott jedenfalls nicht von selbst versteht, der Rechtfertigung je schon bedarf. (Wohingegen die Rede zu Gott in Exklamation und Anruf jedenfalls als reaktive Expression verständlich ist.) Und daher hat jedes Frömmigkeit-s-Sprachspiel früher oder später eine Disziplin der Rechtfertigung ausgebildet, die in unserer westlichen Tradition den Namen 'Theologie' trägt. Spätestens mit der Ausbildung einer solchen Rechtfertigungslehre lagern sich an die Rede zu, von und über Gott alle möglichen Gehalte der Rede an (wie zu sehen sein wird, wirklich *alle*). Damit wird der Ausdruck 'Gott' selbstbewusst zu einem Begriff, dessen Gehalt dogmatisch gelehrt werden kann. Aber dazu kann der Ausdruck nur werden, weil das Wort 'Gott' außer als Ausruf und als Name in der Sprache eine Verwendung auch als Begriffswort hat.

III.

Ein Begriffswort lässt in unserer Sprache nach der Einsicht der Syllogistik den bestimmten und unbestimmten Artikel zu, kann einen Plural bilden und mit Quantoren wie 'alle', 'einige', 'es gibt ein' verbunden werden. Alle diese Kriterien treffen auf das Wort 'Gott' zu. Es ist vielleicht am aufschlussreichsten, darauf hinzuweisen, dass auch die monotheistische christliche Religion des Plurals von 'Gott' bedarf, lautet doch ein Teil ihres ersten Gebotes: „Du sollst keine anderen *Götter* haben neben mir.“ Was aber sind Götter? Wenn wir uns, wie in unserer Bildungstradition naheliegend, am griechischen und römischen Polytheismus orientieren, dann sind Götter als übermenschliche, weil nicht sterbliche Personen projizierte Lebensmächte. Die Liebe ist eine solche Lebensmacht (ein mächtiges Motiv in menschlichen Tätigkeiten und Handlungen), Aphrodite oder Venus wurde als die Göttin der Liebe vorgestellt. Göttern war ein Kult an bestimmten, 'heiligen' Orten geweiht, ihnen wurden Opfergaben gespendet und gestiftet, zu ihnen wurde um Hilfe und Beistand in der Lebensführung gebetet. Gegen die Vielheit der miteinander konfligierenden Lebensmächte/Götter proklamierte der jüdisch-christliche Monotheismus den einen Gott in allen Mächten und aller Wirklichkeit. Die Septuaginta, die griechische Übersetzung des Alten Testaments, hat den Gottes Namen nach 1. Mose 3,14 ('Ich werde sein, der ich sein werde') als 'ego eimi ho on' (= ich bin der Seiende) übersetzt und damit die Terminologie der philosophischen Ontologie seit Parmenides und Platon angezapft – der eine Gott wurde von daher als das Sein alles/aller Seienden (das Leben in allem/allen Lebendigen; die Wahrheit in/über allen Wahrheiten etc.) theologisch ausgelegt. Das Denken über Gott wird meta-physisch, die ganze Wirklichkeit (nicht nur das Physische) betreffend. Dabei lassen sich verschiedene Aspekte unterscheiden. Schon mit dem Polytheismus gewinnt die Rede von und über Gott den Anschluss an die Rede über Werte/Güter – der Gottesbegriff nimmt 'axiologischen' Gehalt an, letztlich wird der dann polemisch gegen die vielen Götter gewendete eine Gott im Einflussbereich der Ontologie als 'das höchste Gut' verstanden (das *bonum* in der Trias der Transzendentalien). Mit der Übernahme der ontologischen Terminologie wird dann einerseits der Redebereich über Wirkliches, das, was es wirklich gibt (und was Gegenstand des Wissens und der Wissenschaften ist), in den Bereich theologischer Spekulation gezogen und Gott schließlich als das höchste Seiende verstanden. Wenn die Wirklichkeit als Bereich der durch Ursachen und Wirkungen verknüpften Prozesse und Ereignisse konzipiert wird (wie von den empirischen Wissenschaften), dann ist die Gottesspekulation zur Frage nach der ersten Ursache, dem Beginn von allem in einer Schöpfung o.ä. gedrängt. Damit gewinnt die Gottesspekulation 'kosmologischen' Gehalt. (Dem korrespondiert das *verum* in der Trias der Transzendentalien.) Eine einfache Überlegung wendet diesen Denkweg andererseits ins Pantheistische. Wenn Gott nur ein Seiendes unter Seienden wäre – und sei es auch das Höchste, wäre etwas/vieles außer ihm und er insofern nicht Gott, als er nicht Alles in Allem wäre. Das führt zu dem Gedanken des *hen kai pan*, des Einen, das Alles ist (umfasst, durchdringt). Diese Wendung profiliert einen ontologischen Gehalt des Gottesbegriffs im Kontrast zum kosmologischen. Mit dem

pantheistischen Aspekt gewinnt die theologische Spekulation, weil für ihn die logischen Gedanken der Einheit und der Allheit konstituierend sind, Anschluss an die Grundlage und den Kern des philosophischen Denkens, die weit verstandene Logik als Inbegriff der Verfassung des Denkens selbst. (Dem korrespondiert das *unum* in der Trias der Transzendentalien.)

Dass in dieser Weise Aspekte im metaphysischer Gottesspekulation unterschieden werden können, heißt natürlich nicht, dass sie sich ausschließen. Sie können vielmehr, vielfältig miteinander kombiniert und unterschiedlich gewichtet, in konkreten Theologien gleichzeitig eine Funktion haben.

IV.

Im Zusammenhang theologischer Spekulation werden die verwendeten Ausdrücke gegenüber ihren normalen Verwendungskontexten verschoben und werden entweder metaphorisch, oder sie nehmen sekundäre Bedeutungen in einem eigenen Sprachspiel an.

Zunächst ein Beispiel für Metaphernbildung.

Dass Gott als der Schöpfer (und Erhalter) von allem gedacht wird, drückt die Frömmigkeit auch damit aus, dass alles aus/in Gottes Hand sei. Aber von den Fingern der Hand und ob sie eine rechte oder eine linke ist, soll nicht die Rede sein, geschweige denn (was bei einem Handwerker, der etwas aus Lehm macht, wie der Schöpfer angeblich den Menschen, doch gewiss der Fall sein könnte) von etwa schmutzigen Fingernägeln. Diese einzelnen Möglichkeiten aus konkreten Sprachspielen mit dem Ausdruck 'Hand' sind ausgeschlossen, die Hand Gottes ist nur eine Metapher dafür, dass wir von etwas grundlegend abhängig sind und bleiben (und, möglicher Weise, auch in etwas grundlegend gehalten und geborgen). Die empirisch vielfältigen und verschiedenartigen Abhängigkeiten, in denen wir alle leben (Abhängigkeiten von der Bedürftigkeit des eigenen Körpers und der Stimmung des eigenen Geistes; von der äußeren Natur; vom Schicksal, das sich oft aus der Interferenz vieler voneinander unabhängiger Handelnder und ihrer Handlungen ergibt; vom Wohlwollen, von der Hilfe und Zuwendung von Unseresgleichen; von der Gesellschaft und Zeit, in denen wir leben etc. etc.), werden in der Metapher von Gottes Hand, aus und in der alles ist, zusammenfassend mit Hilfe eines aus hierarchischer Arbeitsteilung bekannten Sachverhalts gedeutet.

Ein Beispiel für das Annehmen einer sekundären Bedeutung ist der metaphysische Gebrauch von 'Alles' im Zusammenhang pantheistischer Gedanken. Der Ausdruck meint, mit Kants Formulierung, die Vielheit als Einheit. Aber für die Verwendung des Ausdrucks haben wir keine Urteilsperspektive, die wir ausweisen könnten. In normaler Verwendung des Ausdrucks 'alle' modifiziert dieser ein Prädikat ('alle / Menschen') und das Prädikat gibt den Gesichtspunkt an, bzgl. dessen gemäß der mit dem Gebrauch von 'alle' verknüpften Handlungsanweisung 'keine Ausnahme gemacht' werden darf. Das metaphysische 'Alles' modifiziert kein Prädikat und auch nicht 'alle Prädikate' (die gibt es so wenig wie 'alle Sätze' in einer Sprache, wenn die nicht künstlich definitorisch beschränkt wird, weil es zum Begriff der Sprache gehört, dass neue Ausdrücke erfunden und mit ihnen neue Sätze gebildet werden können). Vielmehr löst es sich von allen Prädikaten und behält doch die ohne die von ihnen gelieferten Gesichtspunkte unanwendbare Regel bei, dass nichts ausgelassen werden soll. Mit dem so (un-)bestimmten Ausdruck kann außerhalb der Formulierungen der metaphysischen Gedanken, für die er gebildet wird, nichts angefangen werden. Deshalb kann, was mit ihm gesagt wird (z.B. dass Gott Ein und Alles ist), auch nicht auf andere Weise gesagt werden und die Bedeutung von 'Alles' ist gegenüber dem normalen Quantor-Ausdruck 'alle' eine sekundäre (weil sie vom normalen Quantor-Ausdruck aus verständlich gemacht werden kann, aber nicht umgekehrt).

Wenn man nun die Stufen der Genealogie – Ausruf, Anrede mit Namen, Begriff – betrachtet und

als Endpunkt möglicher Begriffsbestimmung die pantheistische Deutung des Ausdrucks 'Gott' ansieht, dann wird der Gedanke nahe gelegt, dass auf diesem Weg der Ausdruck 'Gott' selbst metaphorisch wird. Denn all die Bezüge und Vollzüge, die auf den früheren Stufen mit dem, was sich zum Frömmigkeit-s-Sprachspiel ausbildet, verbunden sein können, werden vor dem Gedanken der Allheit, der Welt, der ganzen Wirklichkeit, zu bloßen Erinnerungen. Die Allheit kann nicht angesprochen werden, zu ihr kann nicht um Hilfe und Beistand gebetet werden, sie hat keinen heiligen Ort, weil sie auch alle Orte einschließt etc. Gott als *hen kai pan* ist tatsächlich nur noch ein Gedanke, ein *ens rationis*. Deshalb hat die philosophische Gedankenbildung, die trotz aller Assimilation christlicher Lehrgehalte als Metaphysik des Geistes stets des Pantheismus verdächtigt worden ist, die Philosophie Hegels, eine 'Theologie ohne Gott' genannt werden können. (H.F. Fulda)

V.

Vom rationalen Verstehen aus gesehen ist die religiöse Deutung der Abhängigkeits- und Geborgenheit-s-Erfahrung optional. Dafür gibt es einen aufschlussreichen philosophiehistorischen Beleg sogar für das rationale Extrem dieser Deutung, den Pantheismus. Zum Corpus der Bemerkungen im Umkreis von Wittgensteins *Logisch-Philosophische(r) Abhandlung* gehört die nicht in den Text aufgenommene pantheistische Bemerkung: „Wie sich alles verhält, ist Gott. (/) Gott ist, wie sich alles verhält.“³ Sie musste unter dem den ganzen Text bestimmenden Bestreben, Redundanzen zu vermeiden, nicht in den Text aufgenommen werden, weil sie von einer Bemerkung im Text sinnvoller Weise impliziert wird: „6.432 *Wie* die Welt ist, ist für das Höhere vollkommen gleichgültig. Gott offenbart sich nicht *in* der Welt.“ Gott offenbart sich nicht *in* der Welt (als Seiendes unter Seienden, sei es auch das Höchste), weil er sich *als* Welt offenbart. Das macht die apokryphe Bemerkung explizit.

Von einer Position religiöser Gebundenheit aus ist dagegen die religiöse Deutung alles andere als optional, gehört es doch zur Logik religiösen (Selbst-)Verständnisses, den eigenen Glauben nicht als eigene Wahl und Leistung, sondern als Geschenk oder Widerfahrnis zu verstehen. (Auch für empirisches Glauben/Überzeugt-Sein gilt ja, dass man sich nicht dazu entschließen kann.) Auch das hat Wittgenstein in seinen verstreuten Bemerkungen zum religiösen Glauben (die in *Vermischte Bemerkungen* gesammelt sind) in einer weitreichenden Bemerkung betont:

Ein Gottesbeweis sollte eigentlich etwas sein, wodurch man sich von der Existenz Gottes überzeugen kann. Aber ich denke mir, dass die *Gläubigen*, die solche Beweise lieferten, ihren 'Glauben' mit ihrem Verstand analysieren und begründen wollte, obgleich sie selbst durch solche Beweise nie zum Glauben gekommen wären. Einen von der 'Existenz Gottes überzeugen' könnte man vielleicht durch eine Art Erziehung, dadurch, dass man sein Leben so und so gestaltet.

Das Leben kann zum Glauben an Gott erziehen. Und es sind auch *Erfahrungen*, die dies tun; aber nicht Visionen, oder sonstige Sinneserfahrungen, die uns die 'Existenz dieses Wesens' zeigen, sondern z.B. Leiden verschiedener Art. Und sie zeigen uns Gott nicht wie ein Sinneseindruck einen Gegenstand, noch lassen sie ihn *vermuten*. Erfahrungen, Gedanken, – das Leben kann uns diesen Begriff aufzwingen.

Er ist dann etwa ähnlich dem Begriff 'Gegenstand'. (Ms 174, 1v/2r; VB 1950)

Was weit reicht, ist natürlich der Vergleich des sich Aufdrängens des Begriffs Gott und einer religiösen Deutung aufgrund von Lebenserfahrung mit dem sich Aufdrängen des Begriffs 'Gegenstand' (in dem Sinn, in dem er z.B. verwendet wird, wenn Philosophen – fälschlicher Weise – behaupten, all unser Bewusstsein sei Bewusstsein von Gegenständen). Aber es würde zu weit führen, diesem Vergleich hier nachgehen zu wollen. © E.M. Lange 2011

3 LPA, Kritische Edition, 255.

